

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

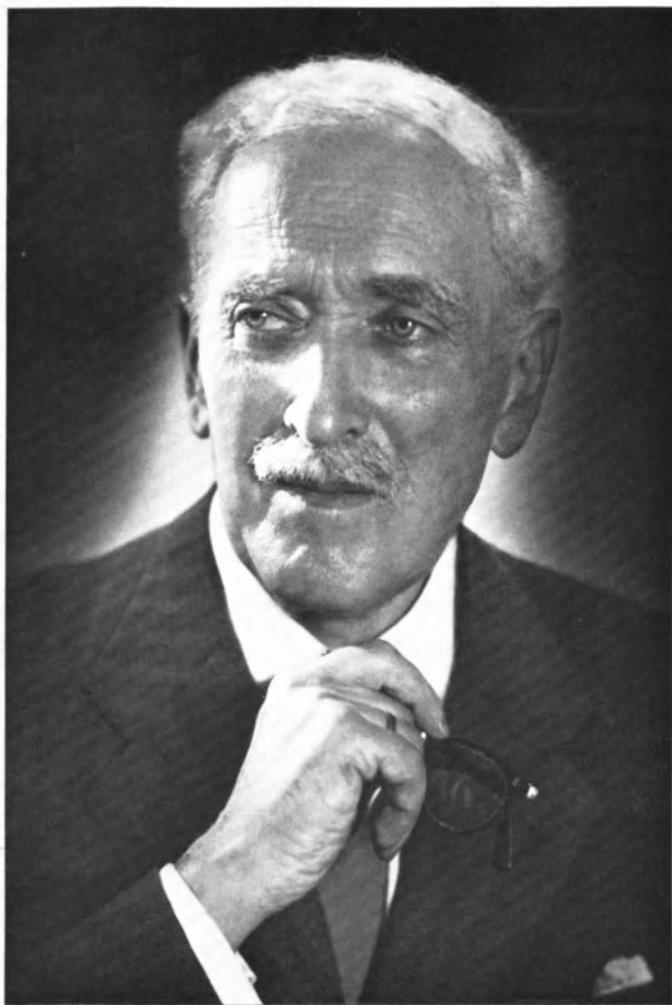
ACHTER BAND

1967

Jahr des 125jährigen Bestehens

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

ERICH HAENISCH
27.8.1880 – 21.12.1966



Eric Gornitz

Gedenkworte auf

ERICH HAENISCH

von

Kurt Bittel

Am 20. Dezember 1966 ist Erich Haenisch – im 87. Lebensjahr, bis in seine letzten Tage hinein unermüdlich tätig – in Stuttgart verschieden. Die Orientalistik hat einen Gelehrten von hohem Rang verloren, der in universaler Weise Forschungszweige in sich vereinigte, die heute, in einer Zeit stetig zunehmender Spezialisierung, auseinanderstreben oder sich gar schon voneinander gelöst haben.

So weit ihn auch sein Lebensweg in die Welt führte, ist Berlin doch immer die eigentliche Heimat von Ernst Haenisch geblieben. Hier ist er geboren, und Berlin und Preußen haben ihn in seiner konservativen Grundhaltung und in seinem hohen Pflichtbewußtsein aufs stärkste geprägt. Hier hat er bei Wilhelm Grube orientalische Sprachen, besonders Chinesisch, Mandschu und Sanskrit studiert, sich 1911 für Sinologie habili-

tiert, von 1919 bis 1925 am Museum für Völkerkunde gewirkt und – nach einer Lehrtätigkeit von sieben Jahren in Leipzig – an der Friedrich-Wilhelm-Universität Sinologie von 1932 bis 1945 gelehrt. Ihm, dem Humanisten, der beim Unterricht in den ostasiatischen Sprachen auf den Methoden der klassischen Philologie aufbaute, der immer wieder zu den antiken Schriftstellern griff, der vor allem Horaz liebte, war in diesen Jahren nicht zuletzt die Graeca ein starkes Band, das ihn an Berlin hielt.

Ich bin Erich Haenisch nur zweimal begegnet, und sein eigentliches Fachgebiet, die Sinologie, ist mir fremd. Und doch habe ich nur kurz gezögert, ihm hier Worte des Gedenkens zu widmen.

Erich Haenisch ist dreimal in Ostasien gewesen, und jeder Aufenthalt hat ihm Einsichten gebracht, die in ihrer Tragweite weit über die Sinologie hinausgehen. Von 1904 bis 1911 war er Lehrer der deutschen Sprache an der Militär-Akademie von Wuschang am Mittleren Jangtzekiang und hat von dort aus das riesige Land von Kanton bis zum Baikalsee und von der östlichen Küste bis zu den Toren Tibets und bis zu den innerasiatischen Steppen kennengelernt. Er hat unter und mit dem Volk gelebt. Wesentlicher aber noch ist es, daß er diese Jahre in der letzten Zeit des Alten China verbracht hat, als vor der Revolution von 1911 das Kaiserhaus der Mandschu noch bestand und der Beamtenstaat konfuzianischer Prägung wenigstens noch zum Teil lebendig war.

Diese Anschauungen, verbunden mit historischen und literarischen Studien, bestärkten Haenisch in seiner Bewunderung für den konfuzianischen Staat, dessen Großartigkeit ihn aufs höchste beeindruckte. Von ihm stammen die Sätze: »Zugegeben, daß die Überlieferung vorwiegend einseitig orthodox,

zugegeben auch, daß der Staat an seiner orthodoxen Sprödigkeit zerbrochen ist. Aber derselben Härte verdankt er seinen zweitausendjährigen Bestand. Und es muß den Forscher reizen, die Männer zu betrachten, die in kritischen Zeiten für ihn eingetreten sind, darunter Gestalten von wahrhaft römischer Größe und preußischer Pflichtstrenge.« Freilich war mehr als einmal Anlaß, auf den Zwiespalt zwischen konfuzianisch ethischen Prinzipien der Amtsführung und den sich aus der Tagespolitik ergebenden Anforderungen hinzuweisen, am eindringlichsten wohl in der 1952 erschienenen Akademie-Abhandlung über »Fürst und Volk, Soldat und Beamter in Staatsnot«. In Staatsnot, das ist Staatsstreich, Aufruhr, Umsturz, Feindherrschaft, aber ebenso Abkehr von der konfuzianischen Staatsidee, wie denn die chinesische Geschichtsschreibung Zeiten der Ordnung und Zeiten der Wirren unterscheidet. Wie verhielten sich die vier Säulen des Staates in solchen Perioden der Wirren, als Begriffe und Einrichtungen ins Wanken gerieten, und wie hätten sie sich verhalten sollen? Diese zeitlose Frage, die ja immer wieder, fast periodisch, den Menschen, die einen Auftrag haben, gestellt wird, untersuchte Haenisch am Beispiel Altchinas. Gültig ist das, was er uns zu sagen hat, freilich weit über dieses Landes Grenzen hinaus.

1928 weilte Erich Haenisch zum erstenmal länger in der Mongolei, wo ihm die Weite der zentral- und ostasiatischen Steppen, die ja dem Westeuropäer in ihrer Grenzenlosigkeit gar nicht ausmeßbar erscheinen, zu einem unauslöschlichen Erlebnis wurde. Im gleichen Jahr und 1936 hat er in den Archiven von Peking, Mukden und Ulan Bator (Urga) gearbeitet und zahllose wichtige Dokumente aufgenommen, die sich vor allem auf die Fremdvölker in der chinesischen Geschichte beziehen, die von Zentralasien kommend das Land erobert haben, aber von dessen

überlegener Kultur auf das stärkste beeinflußt worden sind. Darunter hat ein Werk alles übrige an Bedeutung weit überragt; überragt auch darin, daß seine Bearbeitung, die sich über ein Jahrzehnt erstreckte, die geniale Begabung des Gelehrten in hellem Lichte erscheinen ließ. Es ist die »Geheime Geschichte der Mongolen«, die älteste mongolische Chronik und das nationale Heldenepos dieses Volkes. »Geheim«, weil das Werk nicht allgemein zugänglich, sondern nur für das Herrscherhaus und die Regierung bestimmt war. Haenisch selbst hat von ihm gesagt: »Durch dieses Buch weht der Wind der Steppe.« Ich glaube nicht, daß sich jemand dem entziehen kann, der Erich Haenischs erstmals 1940 erschienene deutsche Übersetzung liest. Durch diese Chronik weht aber auch der Sturm unerhörter Geschehnisse und gewaltiger Bewegungen: die Aufrichtung des Mongolen-Reiches vom Gelben Meer im Osten bis Persien im Westen, des Dschingis anfängliches Elend und sein Aufstieg zu Macht und Größe wie seines Sohnes Ogdai Taten. Und erfahren wir nicht hier in beispielhafter Weise und dazu aus erster Hand, welches die Antriebe, die Ursachen zur Entstehung eines asiatischen Großreiches gewesen sind?

Erich Haenischs große Leistung bestand darin, daß er den mongolischen Wortlaut des Werkes, das am Ende der Mongolenzeit mit chinesischen Schriftzeichen lautlich umschrieben und nur dadurch beim Sturze der mongolischen Dynastie der Vernichtung entgangen war, vollgültig rekonstruiert hat. Das konnte nur ihm gelingen, der des Mongolischen und des Chinesischen des 13. und 14. Jahrhunderts in gleicher Weise mächtig war. Ich erinnere mich noch lebhaft des außerordentlichen Aufsehens, welches das Erscheinen dieses Werkes hervorgerufen hat, nicht nur in Europa, sondern weit darüber hinaus. Für einige meiner Freunde in der Türkei, die selbst

aus Zentralasien stammen und die voll Spannung alles aufnahmen, was der Geschichte ihrer irgendwo in den Steppen Asiens liegenden Heimat galt, war es eine Offenbarung. Und die Mitglieder der Mongolischen Akademie in Ulan Bator haben beim Tode von Erich Haenisch den Angehörigen ihre Trauer um »den großen Freund ihres geliebten Volkes« bekundet. Was kann es für den Orientalisten mehr geben, als daß die Völker, denen seine Studien gelten, ihn sich zurechnen, darum wissen, daß ihnen nicht nur nüchternes Interesse, sondern volle Zuneigung gilt! Das war es, was Erich Haenisch über alles andere hinaus auszeichnete.

Vor fünfundzwanzig Jahren, als er sich selbst Rechenschaft über das von ihm noch zu Leistende gab, hat Erich Haenisch darüber das Wort von Konfuzius gestellt: »Über dem Streben das Gesetz, über dem Erlangen das Schicksal.« Das will besagen: ob der Mensch sein *Ziel* erreicht, hängt nicht allein von ihm ab. Für sein *Streben* aber ist er selbst verantwortlich. Dieses Streben soll unter das Gesetz gestellt sein, das beim Gelehrten die Gewissenhaftigkeit, allein die Frage nach dem eigenen Gewissen ist. Wer wollte leugnen, daß in diesem reichen und erfüllten Leben Streben und Ziel am Ende eins waren.